



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Johannes von Müller und seine Zeit. 7. : Bis zur Schlacht bei Jena.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sein Glanz ist hin, seine Dividenden sind vorbei, er selbst ist verurtheilt. Und nicht die Schadenfreude, daß dem so geworden, ist's, die wir hier aussprechen, sondern die Genugthuung darüber, daß Ehrlichkeit doch „am längsten währt.“ ---  
G. G.

## Johannes von Müller und seine Zeit.

### 7.

#### Bis zur Schlacht bei Jena.

Als Müller sich in Berlin niederließ, geschah es mit dem festen Vorhaben, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, indeß hatte ihm der consequente Haß gegen die Universalmonarchie in all seinen Schriften bei der antifranzösischen Partei ein nicht geringes Ansehen verschafft, und man glaubte um so sicherer auf ihn zählen zu dürfen, je drohender von Westen her der Sturm sich näherte. Seine Gesinnung und sein Ruhm hatte ihm 1799 die Freundschaft des jungen Erzherzog Johann erworben, der unter allen Gliedern der kaiserlichen Familie am entschiedensten die Ueberzeugung hegte, daß Oestreich nur als Träger der deutschen Sache groß werden könne. Mit seinem Cabinet ziemlich zerfallen, verdachte er Müller seine Entfernung aus Oestreich nicht, er sprach sich vielmehr Sept. 1804 billigend darüber aus: Müller sollte der Vermittler zwischen der nationalen Partei in Preußen und Oestreich sein. Der Träger dieser Gesinnung, der das damalige preußische Cabinet ebenso fern stand wie das östreichische, war der jüngere Theil der Armee; hauptsächlich aber Prinz Louis Ferdinand, der mit seinem genial-egcentrischen Wesen gegen die knappen Formen des preußischen Staatslebens einen viel schrofferen Gegensatz bildete als Erzherzog Johann gegen seine schwerfälligen Landsleute. An diesen Prinzen schloß sich Müller an, und da ihm nichts so sehr imponirte, als das was er am wenigsten besaß, ein jugendlich übersprudelnder, womöglich durch aristokratische Formen getragener Uebermuth, so stimmte er sehr bald in den herausfordernden Ton dieser Kreise mit etnem Eifer ein, für den sich seine Persönlichkeit nicht schickte. Die Anhänger der französischen Partei, die Buchholz, Bülow, Massenbach u. s. w. versäumten nicht diese Lächerlichkeit nach Kräften auszubeuten, und das Schlimmste war, daß seine gutmüthige vielseitige Empfänglichkeit und seine krankhafte Beifallsiebe ihn verleiteten, auch dieser Partei nicht ganz fern zu bleiben. Namentlich mit Woltmann ließ er sich in nähere Verbindung ein,

und dieser berief sich fast in jedem Heft seines Journals auf die Autorität des deutschen Tacitus. In seiner officiellen Haltung dagegen stützte sich Müller beständig auf die Manifeste von 1797, und suchte Preußen zum Kampf gegen den Tyrannen aufzuregen. So auch in seiner Correspondenz mit dem Erzherzog. Dieser Fürst hat unter den unglücklichen Verwicklungen des Jahres 1848 so viel gelitten, daß es eine Pflicht der Gerechtigkeit ist, die Nation auf sein Verhalten während der Krisis von 1804 — 1807 aufmerksam zu machen. Liest man aufmerksam seine Briefe, so wird man nicht bloß seiner patriotischen Gesinnung, sondern auch seiner politischen Einsicht auf richtige Verehrung zollen. Fast aus jedem Moment jener Krisis (8. Dec. 1804, 20. Feb. 1805, 1. Aug. 1805, 10. Juli 1806) findet sich ein sehr ausführlich eingehender Bericht. Der Erzherzog geht von einem Gedanken aus, der damals nicht auf der Hand lag: daß die friedliche Entwicklung Europas hauptsächlich durch die Möglichkeit einer russisch-französischen Allianz bedroht werde. Dieser Gefahr zu begegnen sei nur eine feste Vereinigung zwischen Oestreich und Preußen im Stande. Der östreichische Prinz spricht sich mit einer seltenen Unbefangenheit aus. Das Einverständniß zwischen den beiden Mächten wird nach ihm hauptsächlich dadurch beeinträchtigt, daß Preußen sich an Macht seinem Nebenbuhler nicht gleich fühlt und ihn daher mit Eifersucht betrachtet: es liege im wohlverstandenen Interesse Oestreichs, die Vergrößerung Preußens zu wünschen, und nach Kräften dazu beizutragen.

Seit dem Ende des Jahres 1803 verweilte Geng in Wien in der seltsamsten Stellung von der Welt. Er war im östreichischen Staatsdienst mit einem ziemlich ansehnlichen Gehalt, aber ohne bestimmtes Geschäft; zugleich empfing er von England sehr reiche Unterstützungen und doch war er in dem Hauptzweck seines Lebens, eine europäische Coalition gegen die drohende Weltmonarchie zu Stande zu bringen, von einer so großen Unabhängigkeit, daß er gegen die saumselige östreichische Regierung eine rücksichtslose leidenschaftliche Opposition machte. Er ließ sich fürstlich bezahlen, aber das hatte auf seine Gesinnung keinen Einfluß. Auch er setzte für Oestreich seine Hoffnung hauptsächlich auf den Erzherzog Johann, auch er unterhielt die Verbindungen mit dem Prinzen Louis Ferdinand, dem er bei seinem frühern Aufenthalt in Berlin in wilden Orgien wie in geistvollen Zirkeln begegnet war. Mit Müller, dessen Stil er enthusiastisch verehrte und gelegentlich auch wol nachahmte, stand er schon seit 1799 in literarischer Verbindung; er hatte auch bei seiner Ankunft in Wien, obgleich nicht häufig mit ihm verkehrt und hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, wo durch ein gemeinsames Wirken an den Höfen die große Sache in Angriff genommen werden müsse. Am 6. Sept. 1804 überreichte er dem Erzherzog eine Denkschrift, in welcher er auf die Gefahr einer russisch-französischen Allianz aufmerksam macht. Es sei den deutschen

Kaisern nicht gelungen, die Reichseinheit herzustellen; die Hauptgründe dieses Unglücks seien die Reformation, der westphälische Frieden und der siebenjährige Krieg. Die Eifersucht Oesterreichs gegen das durch Usurpation in die Höhe gekommene Preußen sei vollkommen gerechtfertigt, aber „jetzt bleibt uns nur übrig, in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung zu suchen. Eine treue Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Durch alles, was Oesterreich verlor, daß Preußen das werden konnte, was es ist, durch wiederholte und blutige Kriege, durch ein halbes Jahrhundert von offenen oder versteckten Befehdungen, von mannigfaltig streitendem Interesse, von wesentlich feindseliger Politik, von Mißtrauen, Eifersucht und Erbitterung, hat sich zwischen diesen beiden Mächten wie eine eiserne Mauer gethürmt. Aber jetzt ist die Frage nicht mehr, wie viel Schritte von einer, und wie viel von der andern Seite zu thun sind, um in dem Punkte zusammenzutreffen wo die gemeinschaftliche Rettung liegt. Im Angesicht der jetzigen Gefahr wird der Weiseste sein, der das Vergangene am vollkommensten vergißt.“ Man dürfe sich nicht beeilen, mit den an Frankreich abgefallenen Kleinstaaten Frieden zu schließen; es sei vielmehr die günstigste Gelegenheit, ihr Land als ein erobertes zu behandeln. Die wahre Einheit Deutschlands ist unter den gegenwärtigen Umständen die Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen. — Diese Denkschrift sandte Genz 14. Nov. 1804 an Müller. Er gesteht seine Abneigung gegen die Reformation und eine immer weiter greifende Ueberzeugung von der Schädlichkeit derselben für die wahre Bildung; er glaubt, daß es für Deutschland unendlich vortheilhafter gewesen wäre, in einen Staatskörper vereinigt zu werden. „Ich bin auf dem Wege dieser traurigen Betrachtungen schon so weit fortgegangen, daß es mir zweifelhaft geworden ist, ob man die ganze Geschichte von Deutschland auch je noch aus einem richtigen Gesichtspunkt behandelt hat. Ich weiß wohl, daß die Regenten des österreichischen Hauses es selten oder nie verdienten, Beherrscher von Deutschland zu sein, wovon mir das einer der stärksten Beweise scheint, daß sie es nicht geworden sind. Aber ich kann nicht glauben, daß man Ursache habe, über das Mißlingen ihrer, wenn auch noch so schlecht angelegten Plane zu frohlocken; auch ist mir gewiß sehr gleichgiltig, ob es einem Habsburger oder Baiern, oder Hohenzoller, oder Hohenstaufen gelungen wäre, das Reich unter einen Hut zu bringen; ich stelle mich auf einen österreichischen Standpunkt, weil dieß Haus die meiste Wahrscheinlichkeit hatte, zu vollbringen, was mir das Wünschenswürdigste scheint.“ Aber freilich „wie die Sachen nun stehn, wäre es Raserei, auf jenen unwiederbringlich verlorenen Zweck je wieder zurückkommen zu wollen.“ — Bekanntlich kam die romantische Schule zu demselben Resultat

und man hat später nicht selten Geng als einen politischen Romantiker bezeichnet. Das war er aber keineswegs. Die Romantik hat ihn nur ganz oberflächlich berührt, er war zu sehr an folgerichtiges Denken gewöhnt. Daß die Zersplitterung Deutschlands nicht bloß für seine politische, sondern auch für seine sittliche Entwicklung ein Unglück war, wird heute niemand bestreiten; ebenso wenig, daß diese Zersplitterung mit der Reformation zusammenhängt. Aber daß die Reformation nicht bloß eine religiöse, sondern eine nationale, eine spezifisch deutsche Bewegung war, zeigt der Erfolg: nur das protestantische Deutschland ist Träger der deutschen Cultur geblieben. Nicht die Reformation, sondern der Widerstand Karls 5. und Ferdinands 2., nicht der Protestantismus, sondern der Jesuitismus ist an Deutschlands Zersplitterung, an Deutschlands Elend Schuld. — Müller ging in seiner Antwort von einem andern Gesichtspunkt aus. Bei seiner Abneigung gegen alle absolute Macht wies er auf die Vorzüge der individuellen Entwicklung hin. Er gibt zu, daß bei der vielversprechenden Blüte des 15. Jahrhunderts die Controversen von vielem Schönen und Guten abgelenkt haben. „Ich verehere in allen Formen den stärkenden Trost, die Aufmunterung zu löblichen Thaten, und bin darum auch besonders für die katholische Kirche und Hierarchie, nur halte ich die Bibel und eine ihr angeschlossene Glaubensform darum nicht für verwerflich; sie begeistert, wenn man sie hört, genugsam, und es ist für die katholische Kirche selbst gut, daß eine Opposition sei, sonst möchte ein Papst in Collusion mit Bonaparte alles tilgen, was die Zier und Lust der Menschheit ist. Keiner von beiden darf universal sein. Was die Protestanten betrifft, so glaube ich, sie werden von ihrer seichten Desisterei aus Langeweile zurückkommen; die neueste Philosophie mag noch so toll sein, sie hat etwas Mystisches, Platonisches, das doch wieder empfänglich macht, auf die Harfe des verlassenen Sion zu lauschen.“ — Müller hatte es mit der Antwort lange anstehn lassen. In dem Lande, wo Montesquieu verboten war, hatte man nach seiner Abreise auch seine Schriften untersagt; selbst die noch künftig zu schreibenden. „Gewisse Leute verdrehen, mißdeuten alles . . . Darum scheue ich mich, meine Freunde durch Correspondenz zu compromittiren.“ Indes geht er 10. April 1805 mit der Sprache ziemlich unumwunden heraus. „Denn jetzt, jetzt kommt das Ultimatum; nun soll über Europa entschieden werden. Die ganze Sache der Humanität ist auf dem Spiel.“ „Zum Glück hat denen, welche in Deutschland auf die öffentliche Meinung operiren möchten, Bonaparte trefflich vorgearbeitet, indem er durch seinen Obscurantismus und seine despotischen Sprüche keinen Zweifel darüber gelassen, was die literarischen Welt von ihm zu erwarten hat. Jenes zu Paris verabredete Journal Germanique hat er im Keim erstickt, weil die Deutschen es doch nie lassen können, eine revolutionäre Denkungsart in ihre Schriften zu bringen“ u. s. w. — „Dienen

möchte ich dem Welttyrannen nie; mein Blut aber gäbe ich, geschweige meine Ideen und Gefühle, den Befreiern der Erde.“ „Jetzt gedenke man keines Feindes als des allgemeinen und seiner mit Ruhe unvereinbarlichen Regierung. Auf den allein, auf den erzeuge, ergieße man allen Haß, durch die volle Ueberzeugung, daß dem Frieden der Welt niemand als seine Existenz zuwider sei.“ „Alle unsre Studien, unsre Verbindungen, unsre Freundschaften, alles sei dem einigen Zweck geweiht, um dessen willen allein, so lang er noch erreichbar sein mag, das Leben der Mühe werth ist.“ „Man hat nicht mehr Zeit, an entferntere, wenn auch gute, schöne Sachen zu denken; man wirft sich das Bücherschwelgen vor wie einen Rausch, getrunken zu einer Zeit, wo man im Rath sein sollte.“ „Die Nation wird am besten fahren, bei der in den Individuen das Meiste liegt. Jeder wird in diesem oder in jenem Welttheil, jeder bei Gründung eines neuen Vaterlandes oder bei Anlaß der Blutrache des neuen sich herrlich zeigen. . . Dies ist so gewiß, daß, da ich die Hoffnung beinahe aufgab, zu erleben, daß unsre Staaten selbst noch in Zeiten zum Selbstgefühl erwachen würden, ich mir zum Lebenszweck machte, ohne einige Rücksicht auf sie nur allein die Individualitäten künftig zu bearbeiten, um dem Weltreich des Tyrannen böse Unterthanen, um andern Welttheilen ein tüchtiges Geschlecht zu bereiten.“

Von da beginnen Genz' Berichte über den österreichisch-französischen Krieg, das ehrenvollste Zeugniß für die Gesinnung und den Charakter des Briefstellers. Genz gehörte von 1812 bis an seinen Tod zu den entschiedensten Gegnern des Liberalismus in Deutschland, in einer Zeit, wo der Liberalismus populärer war als jetzt. Der üble Ruf, in den er dadurch kam, wurde noch durch die Einsicht in die ausschweifende Niederlichkeit und den Leichtsinn seiner frühern Jahre genährt, ein Leichtsinn, der in der That alle Begriffe übersteigt, den man aber doch bei Fox und Mirabeau nachsichtiger beurtheilt hat. Am meisten haben ihm die Briefe an Rachel geschadet. Er nennt sich in diesen Briefen das erste aller Weiber, höllisch blasirt, teuflisch kalt u. s. w. kurz man kann sich kaum eine Injurie denken, die er sich nicht selbst sagte. Auf diese Einfälle hat man aber einen zu großen Werth gelegt. Zunächst muß man seine Neigung zu Superlativen abrechnen; die Hauptsache aber ist, daß jene geistvolle Frau mit ihrer Neigung zu Paradoxien alle ihre Correspondenten veranlaßte, Worte miteinander zu combiniren, die nicht zusammen gehören. Keiner war dieser Verführung so ausgesetzt als Genz, der mit seinem großen geselligen Talent die Neigung verband, sich stets in der Sprache derer auszudrücken, mit denen er verkehrte. Rachel hatte ihm durch den „schönen Ekel“ so imponirt, daß er sie nothwendig überbieten mußte und dabei kam es ihm auf einen Grad mehr oder weniger nicht an. Er ist aber in keinem Augenblick seines Lebens blasirt gewesen, am wenigsten in der Zeit

von 1803—1809, wo eine große Idee seine Seele mit edler Leidenschaft durchdrang. Daß er trotz seiner Nervenschwäche, trotz seiner Angst vor Gewittern kein Weib war, sondern ein Mann, das zeigen am besten diese Briefe. Eine nicht bloß starke, sondern stetige Leidenschaft, eine Unerbitterlichkeit des Willens, die vor keinem Hinderniß zurückbebt, trotz der heftigen Aufregung eine Ruhe der Gesinnung, die sich keinen Moment verleugnet und eine Schärfe und Klarheit des Blicks, die sich durch kein Blendwerk täuschen läßt: das alles stellt ihn für jene Jahre, obgleich er einen viel ungünstigern Wirkungskreis hatte und zu der undankbaren Rolle des bloßen Rathgebers verurtheilt war, als einen Ebenbürtigen in die Reihe der Männer, denen das Vaterland seine Erhebung verdankt.

Bereits der erste Bericht aus Wien 6. Juli 1805 gibt eine so unerbittliche Kritik der leitenden Personen, daß Müller darüber bedenklich geworden zu sein scheint. Noch stärker werden die Ausdrücke am 12. August. Genz sagt von der österreichischen Regierung: „ein so verworfenes Ministerium hat die Sonne noch nie beschienen. Alles Gefühl von Pflicht und Scham ist in diesen thierischen Gemüthern erstickt; sie athmen nur für Niederträchtigkeit und schwigen nichts als Schande aus!“ Auch gegen Müller hat er einige Bedenken: „Vor einigen Tagen las ich das erste diesjährige Stück von Woltmanns Journal, und lange hatte ich keine empörendern Gefühle bei irgend einer politischen Lectüre. Und diese Menschen nennen sich Ihre Freunde, sie sprechen unaufhörlich von ihrem Johannes Müller, sie stellen sich an, als ob Sie solch Unwesen billigen könnten. Könnten Sie denn nicht einmal Ihre Hand gegen sie aufheben?“ — Müller antwortete am 5. Sept. Prinz Louis Ferdinand, angeregt durch einen Brief von Genz, hatte mit ihm besprochen, ob es nicht möglich wäre, eine feste Vereinigung solcher Edlen, welche die Erhaltung der Freiheit Europas wünschen, und durch den Haß des Tyrannen unverbrüchlich verbrüderet wären, hervorzubringen: „Sie wissen, was durch dergleichen Maßregeln in der Welt oft Böses geschah; sollte nicht einmal die mißbrauchte Waffe für die gute Sache aufgenommen werden . . . Wenn etwas Aehnliches Ihnen ausführbar scheint, zählen Sie ganz auf mich.“ Er stand bereits mit den russischen Staatsmännern über zweierlei in Verhandlung: die Gründung einer gutgesinnten Zeitung, hauptsächlich zur Widerlegung des *Moniteur*, und einer Akademie in St. Petersburg „für künftige Minister und sonst große Herren, um Rußlands wahre Würde, Sicherheit und Macht in dem Schutze Mitteleuropas zu zeigen.“ Während Genz die Verblendung des russischen Bevollmächtigten Wisingerode beklagt, gegen Preußen zu rücksichtslos gewesen zu sein, erklärt sich Müller für den Russen. Was Woltmann betrifft — mit dem er doch grade damals sehr intim verkehrte, schreibt er: „Sie mißbilligen, nicht mit Unrecht, meine Nachsicht gegen elende Sophisten;

ich verachte sie von ganzem Herzen, aber ehe es zur That kommt, halte ich für unflug, eine Partei wider mich zu erregen — wozu? Lassen Sie mich zur Wirksamkeit kommen, da sollen Sie zufrieden sein. Mit den Kerls sich herumzubalgen, dünkt mir unter uns. Ich wirke täglich, bei jedem Anlaß gleich, in unserm Sinn.“ Ganz die Fassung verliert er, als er auf die Schweiz zu sprechen kommt. „Was es mir sein muß, das Land, welchem ich einen so großen Theil meines Lebens geweiht, die Reihe seiner Siege und Helden, seine Freiheit und seinen Bund, eben auch in der Pfüge des bonapartistischen Kaiserthums endigen zu sehen, können Sie sich denken, und die Wuth meines Hasses. Zeugen der Wahrheit hat es noch, und wagte er sich hin, vielleicht noch Telle! Die Jünglinge haben meine Vorrede mit einer feurigen Zuschrift abdrucken lassen.“ Am 9. Sept.: „Bonaparte gerieth in äußerste Wuth, daß man ihm zu widerstehen sich erkühne. Den östreichischen und russischen Kaiser wolle er entthronen, schrieb er; den König von England müsse man morden, denn derselbe morde die Ruhe seiner Seele! . . . Anstatt Wünsche, die für jetzt nicht zu realisiren sind, sollten die, so Zeit haben, jetzt in allen ersinnlichen Formen auf die Meinung des Publicums und Heers zu wirken trachten . . . Ich möchte alle Bücher wegwerfen, um dieses bellum internecivum hindurch nur jedem Augenblick zu leben, und dem Feind auch nicht eine Lüge ungeahndet hingehn zu lassen . . . Zum Opfer für die gute Sache, oder allenfalls zu einem Professor in Kasan kann ich mich, wenns nicht anders ist, gleich unbefangen entscheiden . . . Kann man literarisch wirken, wenn Bonaparte despotisirt? Er ist nicht August; in welchem Maße er kleiner wird, in demselben erhöht sich meine Verehrung dessen, der Horazen und Virgil fühlte. Was hilft unser Schreiben, wenn dieser herrscht! Eitel alle Arbeit, so lang die Welt nicht gesichert ist. Die Lumpigkeit der Literatur ist auch Folge der Abspannung, die das Gefühl hervorbringt, es sei nun einmal keine andere nützliche Kunst, als ihm zu gefallen; welches nur durch armsdicke Weibrauchkörner geschehen kann.“ — Dann, 30. Sept. als für Oestreich der Krieg entschieden ist: „Einen Moniteur sollten wir schreiben; er würde viel umschaffen. Will Ihr Kaiser, so gebe er mir meine Stelle wieder, und ich leiste mit Ihnen der Sache, die er versicht, diesen großen Dienst . . . Jetzt wo Sie frei sind, reißen Sie jede Maske nach der andern dem Feind weg; zerstören Sie die Illusion seines Glücks, die Lügen, die Prahlereien, bald mit seiner horazischer Hand, bald mit Juvenals Knutpeitsche. Man sollte alle Tage einen Nagel schlagen, der bleibe. Bald seine Heuchelei enthüllen und lächerlich, bald seine kindische Eitelkeit verächtlich, und alle Nationen der Erde davon überzeugt machen, daß er das Geschöpf ihrer Kleinmuth ist u. s. w. — Am 18. Oct. schreibt er sehr sanguinisch über die Stimmung in Preußen: „Krieg ist im Theater gefordert worden; bei den Ma-

rionetten hat man Bonapartes Bild heruntergeschmissen“ u. s. w. — Dann folgen die Nachrichten über die österreichischen Niederlagen, von Geng mit dem Ernst und der Aufregung, die der Sache gebührt, berichtet; Müller antwortet 9. Nov. ungefähr in der Art einer Schulrhetorik über ein gegebenes Thema: „Wie sympathisirt meine Seele mit deiner Verzweiflung . . . der Kaiser soll einen Edelmuth aufrufenden Brief an den Sultan schreiben; die Muselmänner sind leicht zu entflammen . . . Mit Rechtsum! Linksun! ist zu Marathon nicht gesiegt worden, und ich wollte nützlicher als zehn der gefangenen Generale gewesen sein, wenn ich die Vorstellung des Schweizerheers in Umlauf gebracht, welches bei St. Jakob ganz ohne Ausnahme den Heldentod nahm, nachdem es achtmal so viel Feinde geschlachtet. (Dies das erste Cap. meines 4. Theils).“ (17. Nov.) „Du selbst o Freund! erwache von dem Bedauern des Geschehenen zum Aufruf zu Befreiung und Herstellung der Welt; und alle Kraft habe nur einen Gegenstand, den Ruin des Verderbers, ohne den die Menschheit nie ruhig sein wird.“ — Geng, mit einem tiefem Gefühl für Preußens Bestimmung, als Müller, schreibt 8. Nov.: „Der König von Preußen ist jetzt im eigentlichsten Verstande der Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa. Wenn er auch nur wankt, so geht alles zu Grunde, und diesmal gewiß, ohne je wieder aufzustehen. Wenn er groß und weise handelt, so kann noch — vieles gerettet werden. Ich bin nicht einer von denen, die jetzt keine andere Politik kennen als das Geschrei: „Kömmt denn Preußen nicht bald?“ Ich finde, daß wir alle sammt und sonders bei dem, was die preußischen Armeen jetzt unternehmen sollen, in einem solchen Grade interessirt sind, daß unser höchster und einziger Wunsch sein muß, es möge dort nur alles mit Ruhe, mit Ueberlegung, mit Zeit und Klugheit geschehen. Das alles ist unser Interesse; denn der Erfolg einer preußischen Unternehmung ist jetzt gradezu der auf immer entscheidende Punkt in dem gemeinschaftlichen Schicksal von Europa. Eine preußische Armee geschlagen! Dies ist ein Gedanke, wogegen mir der, daß morgen die Franzosen in Wien einziehen, noch süß und lieblich vorkömmt.“ — Wegen dieser Bedenklichkeiten muß er sich sogar von Müller Vorwürfe gefallen lassen! Nun kam der furchtbare Tag bei Austerlitz. Jedes der Worte, in denen Geng seinen Schmerz und seine Wuth ausdrückt, fühlt man in vollster Seele mit, und doch verblendet die Leidenschaft keinen Augenblick seine Vernunft. „Der Krieg wird von nun an ein bloßer Ritterkrieg; der Kaiser von Rußland wünscht ihn offenbar nur, um seine Ehre zu behaupten. So schön das auch sein mag, so fürchte ich doch, es wird dem König von Preußen nicht genügen; er wird (und ich denke er muß und soll) dem Kaiser ins Gewissen reden, um ihn von einer Unternehmung zurückzuhalten, bei der nichts mehr zu gewinnen, wol aber noch das Letzte zu verspielen ist.“ Er muß noch etwas Anderes beobachten. Sein Verkehr mit der vornehmen russischen

Gesellschaft, die grenzenlose Wuth und der Hochmuth, mit welcher sich dieselbe über Deutschland ausspricht, obgleich grade ihre Brutalität gegen Preußen zum großen Theil an dem schlimmen Ausgang der Sache schuld war, lassen ihn einen Blick in die Zukunft thun, der ihn mit Schauder erfüllt und sein deutsches Herz empört sich gegen diese fremden Barbaren. Unter diesen Umständen denkt er (14. Dec. 1805) wieder an eine geheime Gesellschaft; er habe bisher alles verachtet, was diesen Namen geführt, aber die Noth lehre beten. Nur finde er keinen passenden Theilnehmer. „Sie werden sich nicht wenig wundern, daß ich nicht einmal auf Sie rechne. Niemand bewundert und liebt Sie mehr als ich; in den Hauptbeziehungen des menschlichen Lebens sehe ich Sie hoch über mir, und wie große Dinge in Ihrem Sinn von Ihnen zu erwarten sind, weiß ich; auch mag Ihr Sinn wol eigentlich (ich ahnde es fast) der rechte sein. Aber so viel weiß ich doch jetzt: es ist nicht ganz der meine. Ich möchte nämlich nicht blind, aber doch ausschließend an der Aufrechthaltung der alten Weltordnungen arbeiten. Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben; Sie nehmen nach den Grundsätzen eines gewissen Fatalismus die Begebenheiten der Welt so, wie die Natur und das Schicksal sie gibt, nicht ohne Freude oder Gram, aber immer der Beruhigung und dem Troste näher; und jene erhabene Unparteilichkeit, mit der Sie hoch über den Dingen thronen, und die Sie nach meiner innigsten Ueberzeugung zum ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker macht, tragen Sie (für meine Wünsche zu sehr) auf Ihre Privatverhältnisse über, und streifen zuweilen am Indifferentismus hin.“ „Zwei Principien constituiren die moralische und intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschritts, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein, oder gewönne auch nur ein schädliches Uebergewicht, so würde alles versteinern oder verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Principien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß denn auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen, und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen und aufhalten, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wider das Erhaltungsprincip gestört ist, muß der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Cultur bis zum Märtyrertum arbeiten. Wenn hingegen Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen

die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. Auch jetzt, auch in diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr viele an der Cultur des Menschengeschlechts arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, undankbaren, dem gefährvollen Geschäft widmen, das Uebermaß dieser Cultur zu bekämpfen. Daß diese vor allen Dingen selbst hochcultivirt sein müssen, setzte ich als ganz unumgänglich voraus.“ (23. Dec.) Er selbst hält für seine Aufgabe, ausschließlich für das Erhaltungsprincip zu wirken. Schon am 12. Aug. 1805 schreibt er von Adam Müller, den er für den größten Kopf Deutschlands erklärt: „Ich kenne an ihm nur den einzigen Fehler, daß er zu wenig einseitig ist. Gewiß ein seltener Fehler! aber wahr ist es, daß man, um nicht bloß groß durch sein reines Dasein zu erscheinen, sondern auch große Dinge in der wirklichen Welt auszuführen, sei es auch nur als Schriftsteller, schlechterdings etwas einseitig sein muß, um sich auf bestimmte Gegenstände mit Vorliebe und Enthusiasmus werfen zu können.“ Und eben diese Idee bezeichnet er in seinem höchsten Alter 1827 in einem merkwürdigen Schreiben an seine ehemalige Geliebte Amalie v. Imhoff als den Schlüssel zum Verständniß seines ganzen Lebens. Die Idee war vollkommen richtig für eine Zeit, wo es bei der entsetzlichen Gefahr darauf ankam, rücksichtslos alle Energie des Geistes nach einer Seite zu wenden. Leider hat er aber auch nach Beendigung des Kampfes, als es aufzubauen galt, an dieser jetzt völlig leeren Negation, die zum physischen Instinct bei ihm geworden war, festgehalten und dadurch mehr den Mächten der Zerstörung in die Hände gearbeitet, als alle revolutionären Schriftsteller.

Je mehr das Unwetter sich seinem Staat näherte, desto zaghafter wurde Müller. Noch immer hielt er sich für den Propheten der Zeiten, aber er wünschte nicht mehr persönlich hervorzutreten. Mit einem gewissen Behagen ergeht er sich in seinem Brief von 19. Dec. 1805 in der Ausmalung von der Schlechtigkeit des Zeitalters. „Nun ist Europa hin; die schönsten Länder der gesitteten Welt, alle Würde der Völker, alle Mittelpunkte wissenschaftlicher Bildung, alle Hoffnungen der Humanität sind hin. Ich weiß so wenig als Sie, ob er über uns herfallen, oder uns durch seine Begnadigung aviliren wird; wol aber, daß mit königlichen, kur- und fürstlichen Titeln Präfecturen sein, daß die Völker theils den Verres Preis gegeben, theils die Seleuciden, Logiden, Desjotarusse, Attakusse in dem Fall sein werden, je auf den ersten Wink das Mark der Nationen als Geschenk oder Darlehn darzubringen. Ende alles edlen, freien, hohen Seins, auch in der Literatur. Also kein Bleiben in West noch Süd; besonders wenn Freiheit und Gleichgewicht von Jugend an Lösungsworte gewesen. Wäre Attila Bonaparte ein August und nicht ein Barbar, so könnte ein ruhiger Geschichtschreiber auch in seiner Welt wie Livius die alte loben; aber weder ist er ein weiser Octavius, noch ich so ein gleich-

müthiger Mensch, wie Livius gewesen zu sein scheint. Also da nach rettungslosem Untergang des gemeinen Wesens jeder für sich zu sorgen hat, ist auch mein Gedanke auf eine Freistätte, den Rest meiner Tage zu Niederlegung meiner Protestation und Aufruf und Lehre für ein einst unverderbteres Geschlecht zu verwenden . . . Mein Sinn steht nach dem russischen Reich, ohne einige Aussicht bis dahin, und ohne eigentlich zu wissen, wie die Sache zu machen ist. Aus diesem Grunde wankt mein Entschluß, nicht zwischen diesem oder jenem Reich, er wankt zwischen fernerm Sein und dem Nichtsein. Eine gewisse innere Flamme hält Arbeitstrieb, hält Lebenslust empor; Anderes, Unglaube an die Menschen, fast auch an das Glück, zieht mich in den Staub hinab.“ Etwas prosaischer führt er diese Idee in der Nachschrift aus. „Meine Reisen und andere Zufälle haben mein väterliches Vermögen erschöpft; ich kann nicht ohne Gehalt leben, zumal wenn aller literarische Gewinn aufhört. In Bonapartes Reich werde ich weder jenen finden, noch in den Grundrissen schreiben dürfen, die ich für wahr halte . . . Das sonst in mir brennende Feuer für gemeinen Nutzen, und Nachwelt, nimmt zwar nicht wenig ab, da das gemeine Wesen verschwindet; aber es läßt sich ein Gehalt ohne einige Arbeit nicht verdienen. Auch wird mein alltäglicher Gedanke — wozu ich sei — ein gewisser Glaube an meine Bestimmung — Aberglaube, Eitelkeit etwa — mich doch nie verlassen — alles dieses zieht mich in Gegenden, wo noch ein Wirkungskreis denkbar, und Unterkunft zu verdienen ist.“ Um dies Argument richtig zu würdigen, muß man erwägen, daß Müller damals, abgesehen von seinen literarischen Einnahmen, von der Akademie ein Gehalt von 3000 Thlr. bezog — als einzelner Mann! und daß damals an der Solvenz des preussischen Staats noch niemand zweifelte. Aber Müller, der so schön über die Nothwendigkeit eines Glaubens zu predigen wußte, war im Innersten seines Herzens ein Kleingläubiger. „Mir ist im Ernst eingefallen,“ schreibt er 28. Dec., „ob ich nicht meine Bücher u. s. w. verkaufen, selbst der Schreiberei entsagen, und den Rest meiner Tage auf Monte Cassino oder in einem römischen Kloster fallentis semitam vitae, ganz ungenannt und unbekannt, führen wolle. Wie gefällt Ihnen dieses? Wol nicht, weil Sie an Deutschland hängen. Ja wol, Deutschland! wüßte ich nur, wo es liegt.“\*)

\*) Wieland schreibt an Müller 29. Dec. 1805. „Ueber die Ereignisse der letzten vier Monate dieses Jahres oder über den leicht vorauszusehenden Ausgang eines mit unbegreiflicher Uebereilung angefangnen und mit beispielloser Unklugheit ausgeführten Unternehmens — — weiß ich nichts zu sagen als das alte Horazische quidquid delirant reges, plectuntur Achiivi. Friede auf dem festen Lande und Demüthigung der stolzen, übermüthigen Insulaner, die uns ihr Rule Britannia, rule the waves! so trotzig in die Ohren schallen lassen, und durch ihre angemafte Ober- und Alleinherrschaft über den Ocean eine unendlich drückendere und verderblichere Universalmonarchie als die, so wir von Napoleon zu befürchten haben, nicht bloß androhen, sondern wirklich schon ausüben, — ist meiner innigsten Ueberzeugung

„Uebrigens ist jetzt alles zu spät, nur sollen wir eine öffentliche Meinung begründen und emporhalten, und wie jener Prophet, wenn auch im Schlamm (der Journale), das heilige Feuer bewahren. Denn die Stunde des Bonaparte wird auch schlagen, wenn er genug umgekehrt und ausgefogen, und aller Welt genug gezeigt, wer er ist, nämlich ein kleiner Mensch, durch die Niedergeworfenheit anderer groß, und endlich das Geld für die zehnte Wiederholung der Bereicherung seiner Generale und Familie sich nicht mehr finden läßt. Auf den Augenblick muß man vorbereiten.“ — Er sucht sich (9. Feb. 1806) wegen des geschraubten Tons seiner neuen Schriften zu rechtfertigen: „Geben Sie mir eine Stelle außer der Welt, so will ich gewaltiger anstoßen . . . Mehr nicht in dieser Zubereitungszeit; so nämlich betrachte ich diese Periode der Auflösung. Wenn alles zerlegt ist, und der Mann stirbt, so entsteht eine Gährung, die sowol zu einer Palingenesie werden, als zu einer wilden Unordnung und soldatischen Barbarei ausarten kann. Indeß dies geschieht, ist nur zu hindern, daß nicht allzu vieles zerstört werde und die Hoffnung nicht sterbe. Auf dieses würde ich nun mich beschränken, aber der Welt Lauf oder vielmehr des Treibens tolle Unruhe wird es nicht erlauben; er wird so weit gehen, daß man in einiger Zeit gleichwol wird müssen Widerstand versuchen.“ (21. Febr.) „Die Zeit, wo der Mann mit dem großen Willen stirbt, oder ganz und gar, auch zu Hause, unerträglich wird, darf nicht versäumt werden. Auf sie hin muß alles im Kochen bleiben, alles in solcher Bereitschaft sein, daß die Hand der ganzen unterdrückten Welt sich auf einmal unwiderstehlich erhebe.“ „Ich sage nie ein Wort über falsche literarische Urtheile. Nicht als wäre ich so unpolemisch, aber ich behalte meinen Eifer wider den Tyrannen.“ (8. März.) Trotzdem unterhielt er mit den Franzosenfreunden, namentlich Voltmann, immer noch geheime Verbindungen,\* und mehr noch als früher tritt eine fast ängstliche Vorliebe für Rußland hervor. Genß hatte eine Denkschrift an das englische Ministerium entworfen, worin er, theils um ihre Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten rege zu halten, theils aber auch seiner Ueberzeugung gemäß das Verhalten Preußens möglichst zu entschuldigen, die Hauptschuld auf die Russen warf und wiederum

nach das Angelegenste und Dringendste, wofür sich alle Wünsche — und wozu sich alle Kräfte vereinigen sollten.“

\*) „Durch welche verwünschte Combination von Umständen,“ schreibt Genß 21. April, „erscheint denn jetzt noch ein Aufsatz von Ihnen in dem verworfensten aller Journale, den europäischen Annalen? . . . Es ist ja schlimm genug, daß die Rote unaufhörlich Ihnen mir so heiligen Namen mißbraucht, daß keiner der Buben eine seiner Mordschriften ans Licht bringt, ohne sich mit diesem Namen zu brüsten; schon schlimm genug, daß Ihre Verhältnisse Ihnen nicht gestatten, bestimmt und öffentlich Ihre Meinung über die jetzige Krisis zu sagen. Aber daß Sie auch noch en toutes lettres als Gesellschafter der Buchholze und Bülow's erscheinen sollen, das ist mehr als ich zu tragen vermag.“ — Müllers Entschuldigung klingt fast wie Spott.

darauf aufmerksam machte, daß ohne Theilnahme Preußens an einen erfolgreichen Kampf gegen Napoleon nicht zu denken sei. Während Müller sonst jede neue Eröffnung seines Freundes mit Begeisterung aufnahm, ist er diesmal merkwürdig verstimmt, namentlich über die extreme Abneigung gegen Rußland. Auch nachdem sich Geng ziemlich derb gerechtfertigt, schreibt er ihm am 26. April: „Erstlich sind Sie mehr Redner, ich Geschichtschreiber; daher bei mir eine gewisse Gewohnheit kälterer Mäßigung, weit größere Kraft in Ihrem durchschneidenden Wort. Dann sind Sie auch im Wegwerfen etwas behender; ich suche wie in einem Schiffbruch jedes Rettung heuchelnde Bret, um noch einige Hoffnung darauf zu gründen und leider begegnet dann freilich, daß die Wuth der Wogen es nach einiger Zeit schnell in den Wirbel des grundlosen Puhls hinabstürzt, welcher alles Gute und Schöne Europas in seinem sinkenden Abgrund verschlingt. So habe ich von dem russischen Ministerium die Meinung, daß es der Höhe des großen Geschäfts gewachsen sei, nicht. Aber die ich kenne, hassen den Tyrannen. Genug für mich; um Schwächen zu behlen, selbst nicht sie zu sehen, sie zu unterstützen, empor zu halten. Ich mache nur zwei Abtheilungen politischer Menschen: die ihn hassen, die ihn lieben. Mit jenen, wer sie auch seien, bin ich. Sehe ich in ihrer, wenn auch nicht eben geschickten Hand Macht, so denke ich einst doch wol, wenn andere kommen, oder wenn ein großer edler Gedanke das Glück hat durchzudringen, läßt sich von der Seite etwas hoffen.“ — Geng nahm die Rechtfertigung der Russen immer nur als einen theoretischen Irrthum, es steckte aber noch etwas Anderes dahinter. Am 18. Febr. 1806 schreibt Professor Morgenstern aus St. Petersburg an Müller: *Noster (breui multa) eris. Laetor tua causa, id est, mea.* Das wird 30. März dahin erläutert, daß Morgenstern mit dem Fürsten Czartoryski und andern russischen Staatsmännern über die Anstellung Müllers im russischen Staatsdienst unterhandelt, eine Unterhandlung, welche durch vorgehende Briefe Müllers gerechtfertigt war. Müller sollte Director einer neu anzulegenden Schule für diplomatische Bildung und zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalt von 5—6000 Thaler werden. Müller antwortete umgehend, er nähme das Anerbieten dankbar an. Er bestätigte diese Annahme noch mehrmals; in dem letzten Brief, am 20. Mai, übersandte er dem Freund seine Selbstbiographie, die erst vor kurzem vollendet war und mit den Worten schloß: „von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preussischen Staats und seiner großen Zwecke gewidmet!!!“ — Es wurde aus der Sache nichts, weil Czartoryski seine Stelle verlor.

Die Wärme für Geng wird wieder Feuer, als er dessen Vorrede zu den Fragmenten über das Gleichgewicht gelesen hat (8. Mai). „Einst soll die Nachwelt es wissen, daß wir einerlei Sinnes, daß wir Einer waren und uns

liebten wie Waffenbrüder im heiligen Streit: Noch bin ich toll, im Rausch von dem Göttertrank, den deine liebe Rechte mir gab; fühlen kann ich erst, reden davon später. Mir bleibt kein andrer Stolz als des guten Herzens, womit ich den nicht gleichgiltigen Lorbeerzweig mit glühendem Kuß dem Unübertrefflichen überreiche.“ — In der Mitte des folgenden Monats besuchte er Geng in Dresden und das Wesen desselben bezauberte ihn so, daß er ihm 21. Juni einen halbtollen Liebesbrief schrieb, dessen er sich gleich darauf schämte. Die Furcht, daß Geng ihn durch denselben compromittiren würde, scheint ihn nachher beständig gequält zu haben. Wie es scheint, kam ihm Geng zwar herzlich entgegen, verschwieg ihm aber doch die erheblichen Ausstellungen nicht, die er gegen ihn zu machen habe, und so war in ihr Verhältnis seitdem etwas Unklares gekommen. Nach jener Zusammenkunft in Dresden wird Müller immer kleinmüthiger; überall fürchtet er sich zu compromittiren. Unter falscher Adresse erhält Geng (27. Juli) den Brief: Dans un moment de défection générale de ceux avec lesquels on est, il ne faut pas se livrer indiscrètement aux bêtes féroces qui peuvent faire des maux irréparables. On pose les armes partout, ce n'est donc pas le moment des philippiques, il faut se tenir tranquille à Tusculum et écrire des Offices. J'ai conçu de vastes plans littéraires, puisque c'est là ce qu'on me laisse faire. Mais il faut, pour les exécuter, du repos; c'est pourquoi je ne veux pas me compromettre dans des querelles, actuellement inutiles. — „So ganz an allem verzweifelnd,“ antwortet Geng 4. Aug., „sprachen Sie noch nie zu mir. Es ist wahr, die Zeiten sind entsetzlich und werden täglich entsetzlicher. Aber waren wir denn auf das, was jetzt geschieht, nicht gefaßt? Und kann es denn je so schlimm werden, daß wir von *Retraite* und *Coin du monde* und *Otium literarium* und dergleichen zu sprechen das Recht erhielten? Ich beschwöre Sie, verlassen Sie die Sache nicht, auch für große literarische Arbeiten und Denkmäler immerwährenden Ruhms!“ — Müller (11. Aug.): „Mir war der politische Wirkungskreis für den Augenblick ganz verschlossen, also nichts übrig, als das Zeugniß meiner Gesinnungen der Nachwelt aufzusparen. Ich glaubte Preußen über den Umwandlungsplan des Reichs einverstanden. Sollte ich nun lieber von Zeit zu Zeit fruchtlose Aeußerungen wider das von dem Hof angenommene System und wider den Strom der Zeitläufe thun, oder in möglichst ruhiger Stille die Frucht aller alten und neuen Erfahrung zum Gebrauch besserer Zeiten bereiten? Es ist nicht in den Grundsätzen, aber in der Lage, zwischen uns der beträchtliche Unterschied, daß Sie am meisten in unsrer, mit unsrer jetzigen, ich mit der gewesenen Welt mehr, leben; so daß wir zwar im gleichen Sinn, zusammen, jeder aber auf seine Weise zu wirken haben. Es ist herrlich, der Mann des Jahrhunderts, es ist auch nicht zu verwerfen, der Mann der Universalhistorie

zu sein. Wer dieser oder jener zu sein habe, wird vom Schicksal bestimmt . . . Ich halte diese Denkungsart nicht für schändlich, sondern für vernünftig.“

Daß Müller sich jetzt zurückzog, war um so unverzeiblicher, da jetzt die Bewegungen in Berlin begannen, die mit dem unglücklichen Krieg endigten. Geng war der einzige Kanal, durch welchen Nachrichten aus Preußen nach Oestreich gelangten, man schenkte ihm unbedingtes Vertrauen und es war für die Sache Deutschlands von der größten Wichtigkeit, ihm klare Einsicht in das, was im preussischen Cabinet vorging, zu verschaffen. Da Müller als einer der Hauptvertreter der antisranzösischen Gewalt galt, so glaubte man allgemein, er wäre in die Geheimnisse der neuen Politik eingeweiht. Es existiren noch Briefe von Fichte, Niebuhr und andern, die von ihm Aufklärung verlangen, aber eine unbestimmte Angst verschloß den sonst so beredten Mund. „Meine Freundschaft für Sie,“ schreibt Geng 20. Sept. 1806, „ist durch diese Ihre obgleich unverzeihliche Defection nicht erschüttert, ich kenne Sie einmal und weiß, wie und warum Sie so sind.“ Endlich zog man Geng, von Seiten des preussischen Cabinets in das Hauptquartier und wie unvergleichlich er verstand, richtig zu sehen, zu urtheilen und darzustellen, zeigt sein Tagebuch, eines der denkwürdigsten Zeugnisse jener Periode. So kam der Tag, an dem auch Preußen zusammensürzte.

### In Sachen Schleswig-Holsteins.

Mit großer Herzensfreude und mit dem innigsten Dankgefühl legen wir unseren diesjährigen Rechenschaftsbericht vor. Unser Vertrauen auf die erbarmende Liebe des Herrn, so wie auch auf die hochherzige Gesinnung des deutschen Volkes hat uns nicht getäuscht. Es bedurfte nur der einfachen Darlegung der traurigen Verhältnisse der entlassenen schleswig-holsteinischen Beamten, Offiziere, Geistlichen und Lehrer in unserem vorjährigen Bericht, als fast in allen Gauen des deutschen Vaterlandes eine rege und rührende Theilnahme sich kund gab, überall Comités sich bildeten und die studirende Jugend auf vielen deutschen Universitäten und Gymnasien mit dem schönen Beispiel der Groschensammlungen voranging, so daß es bald an vielen Orten zur Ehrensache ward, nicht zurückzustehen, sondern willig ein Scherflein zur Abwehr der unverschuldeten Noth der Brüder in den Nordmarken beizusteuern. So konnte das Resultat — welches weit über unsere Erwartungen hinausgegangen — sich herausstellen, welches umstehend der Kassirer in seiner Rechnungsablage gibt, nämlich eine Einnahme von 43,843 M. 12 Sch. oder 17,537 Thlr. 15 Sgr. Preuß. Crt. und ein Ueberschuß von 26,011 M. 5¼ Sch. oder 10034 Thlr. 18 Sgr. Preuß. Crt. Wir haben mit dem verausgabten Gelde